



Irene Leser | Fanny Isensee (Hrsg.)

B wie Bildung

66 bedeutsame Begriffe

BELTZ JUVENTA

Die Veröffentlichung wurde gefördert aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin.

HUMBOLDT-
UNIVERSITÄT
ZU BERLIN



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung 4.0 International (CC BY 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>. Verwertung, die den Rahmen der **CC BY 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung der Herausgeberinnen unzulässig. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe / Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-8822-9 Print
ISBN 978-3-7799-8821-2 E-Book (PDF)
DOI 10.3262/978-3-7799-8821-2

1. Auflage 2025

© 2025 Irene Leser, Fanny Isensee
Publikation: Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
service@beltz.de

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag
(ID 15985-2104-1001)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Bildungs-B , das ['bildʊŋs'be:] • Irene Leser & Fanny Isensee	7
Baby , das ['berbi:] • Severin Sales Rödel	12
Babyboomer , die ['be:bi,bu:mə] • Michael Corsten	15
Banane , die [ba'na:nə] • Stefan Krankenhagen	18
Band , die [bænd] • Martin Brämer	22
Barbie , die ['bɑ:bi] • Denise Wilde	26
Bass , der [bas] • Gregor Praml	29
Basteln , das ['bastl̩n] • Irene Leser	33
Batman , The ['bæt.mən] • Lars Banhold	36
Bauer , der ['baʊə] • Karl-Friedrich Bohler	39
Baumkuchen , der ['baʊm,ku:xŋ] • Maria Nüst	43
Bedeutung , die [bə'dɔ:ʏtʊŋ] • Michael Corsten	46
Beerdigung , die [bə'ʔe:ɔdɪgʊŋ] • Rubina Vock	49
Befragung , die [bə'fɪa:gʊŋ] • Irene Leser	52
Begabung , die [bə'ga:bʊŋ] • Arne Böker	56
Begriff , der [bə'grɪf] • Irene Leser	59
Behinderung , die [bə'hɪndərʊŋ] • Robert Aust	62
Bekanntnis , das [bə'kɛntnɪs] • Irene Leser	67
Beobachtung , die [bə'ʔo:baxtʊŋ] • Debora Niermann	70
Beratung , die [bə'ka:tʊŋ] • Irene Leser	73
Berserker , der ['bɛʁ,zɛʁkɐ] • Daniel Berndt	77
Bertel , ['bɛʁtʃ] • Michael Corsten	80
Beruf , der [bə'ʁu:f] • Irene Leser	83
Beschämung , die [bə'ʃe:mʊŋ] • Niels Uhlendorf	87
Besteck , das [bə'ʃtɛk] • Kathrin Audehm	90
Betreuung , die [bə'tʁɔ:ʏŋ] • Sandra Koch	93
Bewertung , die [bə've:ɔtʊŋ] • Julian Hamann	96
Beziehung , die [bə'ʃi:ʊŋ] • Holger Herma	99
Bhagavadgita , die [bagavat'gi:ta] • Pradeep Chakkarath	103
Bibel , die ['bi:bɪl] • Carsten Jochum-Bortfeld	106
Bibliothek , die [biblio'te:k] • Irene Leser	109
Bigotterie , die [bigʊtə'ʁi:] • Paul Mecheril & Laura Meyer-Stolte	113
Bild , die/das [bɪlt] • Irene Leser	116

Bildung , die [ˈbildʊŋ] • Roland Reichenbach	119
Bildungskredit , der [bildʊŋskʁeˈdi:t] • Alexander Otto	122
Biografie , die [biogʁaˈfi:] • Bettina Dausien	126
Biologie , die [bjɔləzi:] • Torsten Richter	130
Birne , die [ˈbɪrnə] • Kathrin Audehm	133
Bisexualität , die [biseksualiˈtɛ:t] • Lena Marie Staab	137
B-Klasse , die [beˈklasə] • Daniel Töpfer	140
Blick , der [ˈblɪk] • Sandra Maria Geschke	144
Blowjob , der [bləʊdʒɑ:b] • Pradeep Chakkarath	147
Blues , der [blu:s] • Michael Corsten	151
B-Movie , der [ˈbɔːˌmuːvi/] • Günter Mey	154
Bochum [boːxʊm] • Pradeep Chakkarath	158
Bologna [boˈlɔnja] • Per Holderberg	161
Bolognese , die [ˈbolɔnɛ:se] • Severin Sales Rödel	164
Bordeaux , der [bɔʁˈdo:] • Meike Sophia Baader	168
Bourgeoisie , die [bʊʁʒɔˈzi:] • Irene Leser	171
Brandanschlag , der [ˈbrantʃanˌʃla:k] • Christian Fuchs	174
Braunkohle , die [ˈbrɔʊnˌko:lə] • Steffen Krzack	177
Brennpunkt , der [ˈbrɛnˌpʊŋkt] • Irene Leser	181
Brezel , die [ˈbrɛːtsl̩] • Severin Sales Rödel	185
Brille , die [ˈbrɪlə] • Stefan Krankenhagen	189
Broiler , der [ˈbrɔɪlə] • Michael Corsten	193
Brown Bag Meeting , das [ˈbraʊn ˈbæg ˈmi:tɪŋ] • Irene Leser	196
Brustschwimmen , das [ˈbrʊst ʃvɪmən] • Stefan Neumann	199
Buch , das [bu:x] • Laura Röbenack	202
Buchstabe , der [ˈbu:xˌʃta:bə] • Laura Röbenack	206
Buddhismus , der [buˈdɪsmʊs] • Pradeep Chakkarath	208
Bühne , die [ˈby:nə] • Sandra Maria Geschke	212
Bullshit , der [ˈbʊlʃɪt] • Roland Reichenbach	215
Buntspecht , der [ˈbʊntʃpɛçt] • Severin Sales Rödel	218
Burnout , das [ˈbœ:nˌʔaʊt] • Benjamin Wannenmacher	223
Bürokratie , die [byʁokʁaˈti:] • Irene Leser	226
Bus , der [bʊs] • Fanny Isensee	229
Bushaltestelle , die [bʊs haltə ʒtɛlə] • Irene Leser	233
Bildungsbegriffe, die es nicht ins Buch geschafft haben	237
Beitragende	239

Bildungs-B, das ['bildʊŋs'be:]

Das → [Buch](#), das Sie hier in der Hand halten, ist ein besonderes. Es ist eine Einladung zu einer ungewöhnlichen Entdeckungsreise, indem es → [Bildung](#) über einen einzigen Buchstaben fasst, dem – so kann man sagen – mindestens für dieses Buch bedeutsamen B. Nun können Sie natürlich fragen, was das Ganze soll. Ist Bildung nicht mehr als der Fokus auf diesen einen, eher unscheinbar wirkenden Buchstaben?

Selbstverständlich haben Sie mit der Mutmaßung recht und doch wird Ihnen dieses Buch zeigen, wie bildsam Bildung unter der Betrachtung eines einzigen Buchstabens ist. Dies mag zunächst wie ein spielerisches, ja fast willkürliches Unterfangen erscheinen, jedoch werden Sie schnell merken, dass sich hinter diesem scheinbar simplen Konzept eine Welt voller Überraschungen, Erkenntnisse und unerwarteter Bildungsmöglichkeiten verbirgt. Entsprechend empfehlen wir Ihnen, sich auf dieses Experiment einzulassen und es einfach mal zu probieren. Denn mehrere Argumente sprechen dafür, Bildung aus diesem einen Buchstaben heraus zu betrachten. So lesen wir systematische Abfolgen von → [Buchstaben](#), wenn wir uns bilden wollen, oft in → [Büchern](#), gehen wohlmöglich sogar in → [Bibliotheken](#). Wir → [beobachten](#) und lassen uns → [beraten](#). Das B zeigt auf ganz unterschiedliche Weisen, wie wir uns bilden und gebildet werden. Bildung in diesem Sinne zu verstehen heißt, Bildung nicht nur als kanonisiertes Wissen zu betrachten, wie es Dietrich Schwanitz noch 2002 annahm und ein 697 Seiten starkes Buch vorlegte, in dem, wie er schon im Untertitel des Werks behauptete, „[a]lles [drinsteht], was man wissen muß“. Bildung steckt in so vielem mehr, und gerade auch im Unerwarteten, wie z. B. in → der [Barbie](#), in → [Batman](#) und → [B-Movies](#), wie Ihnen die dazugehörigen Artikel verraten werden. Der → [Blick](#) auf die Welt des Bs, v. a. aber die Vertiefung in all die damit einhergehenden → [Bedeutungen](#), verrät: In fast jedem Begriff mit dem Anfangsbuchstaben B steckt Bildung.

Aus der Vielzahl an möglichen Begriffen wurden für dieses Buch 66 bedeutsame ausgewählt. Die Begriffe beschreiben nur im geringen Maße Bereiche, die kanonisiertes Wissen beinhalten oder formale Bildung betreffen. Vielmehr zielen sie auf eher beiläufige und unvermutete Bildungsprozesse. Es geht nicht um die Akkumulation von Wissen, sondern um eine Erweiterung des Bewusstseins. Bildungsmomente stecken in den unscheinbarsten Ecken unserer Lebenswelt, in Begriffen, die wir täglich nutzen, ohne ihren tieferen Gehalt zu hinterfragen. So werden Sie sehen, dass z. B. die Auseinandersetzung mit Beschreibungen zur → [Brezel](#) oder → [Banane](#) außerordentlich bildende Wirkung haben kann. Sie werden sehen, dass die für das Buch ausgewählten Begriffe nicht nur Wissen vermitteln, sondern das Bewusstsein erweitern, das kritische Denken anregen und zuweilen auch zur Herausbildung moralischer und ethischer Werte beitragen.

Mit dem Fokus auf den in akademischen Zirkeln häufig vernachlässigten blinden Fleck der informellen Bildung ergeben sich bei dieser Lektüre beständig einzigartige Möglichkeiten der Selbstbildung. Entsprechend möchten wir Sie zum Nachdenken, zum kritischen Hinterfragen und zum Entdecken von verborgenen Zusammenhängen einladen.

Was schlagen wir im Umgang mit dem Buch im Sinne der Selbstbildung nun vor? Verschiedenes. Vor allem aber Lesen. Hierbei können Sie ganz unterschiedlich verfahren. Sie können dieses Buch in chronologischer Reihenfolge, beginnend bei der ersten Seite, lesen. Selbstverständlich müssen Sie nicht jeden einzelnen Eintrag lesen. Denn Lexika werden selten im Gesamten gelesen, zielen sie doch eher darauf, die eigene Neugier zu stillen und das Verständnis über bestimmte Begriffe zu erweitern. Entsprechend können Sie den einen oder anderen Begriff sicherlich ganz ohne Scheu überblättern. Sie können dieses Buch auch gerne irgendwo aufschlagen, sich vom Begriff und seinen Bezügen auf andere leiten lassen. Denn in jedem Beitrag sind Querverweise auf andere im Buch enthaltene Beiträge mit einem Pfeil markiert. Folgen Sie diesen gerne. So gelangen Sie z. B. ganz ohne Umwege vom → [Baby](#) zur → [Bildung](#), von der Bildung zum → [Begriff](#), vom Begriff zur → [Bedeutung](#). In Ihrem Kopf wird ein Netzwerk neuer Begriffsortierungen und Bedeutungsauslegungen entstehen. Sie werden sich durch Lesen bilden. Vielleicht lesen Sie die Einträge aber nicht nur, um Ihr Wissen oder Ihre Perspektiven auf einzelne Begriffe zu erweitern. Gegebenenfalls lesen Sie sie auch vor dem Hintergrund des literarischen Genusses, zumal die Texte so geschrieben sind, dass sie nicht nur spröde Fakten und Beschreibungen enthalten, sondern Lust auf mehr machen. Womöglich verspüren Sie alsbald das Vergnügen, sich nur noch in der B-Welt aufzuhalten.

Wir gehen bei jedem einzelnen Begriff davon aus, dass dessen Beschreibung Ihnen einen neuen Blick auf die Welt, in der wir leben, ermöglicht. Auch wenn Sie mit den Begriffen vertraut sind, werden Sie bestimmt an der einen oder anderen Stelle überrascht sein. Sie werden sehen: Jeder Begriff hat seine eigenen Geschichten und eigenen Bedeutungen. Viele haben vielfältige Bedeutungszuschreibungen, leben in ihrem eigenen Diskursuniversum und springen manchmal in ein anderes über. Genau dieses Phänomen kann man in diesem Buch erleben, ein Buch, das am Beispiel des Bildungs-Bs den eigenen Denkhorizont erweitert und damit für bildsame Erfahrung sorgt.

Um Ihnen jenen Bildungsmoment zu ermöglichen, wurden mehrere Beitragende aus unterschiedlichen Bereichen der Wissenschaft und des Lebens angeschrieben. Sie wurden gefragt, ob sie nicht Lust hätten, sich mit einem bestimmten, sie schon eine Weile begleitenden B-Begriff oder einem ihnen bedeutsamen zu beteiligen. Die Anfrage begleitete ein sogenanntes 10-Punkte-Programm. Die Artikel sollten:

1. essayistisch,
2. gerne mäandernd,
3. im Sinne des Inhalts eines akademischen Kneipengesprächs geschrieben sein,
4. mit neuem Erkenntniswert (für Personen, die sich mit dem Begriff nicht so gut auskennen),
5. mindestens einmal zum lauthalsen Lachen oder zumindest Schmunzeln einladen,
6. mindestens zwei, maximal zehn Literaturangaben beinhalten,
7. auf mindestens einen anderen Begriff im Buch (mit →) querverweisen,
8. 6.000–10.000 Zeichen (inklusive Leerzeichen) lang sein,
9. spätestens im Februar 2023 abgegeben werden und
10. gerne mit Nennung weiterer bedeutender Begriffe mit B angereichert werden, die auf einer letzten Seite als Begriffe, die es leider nicht ins Buch geschafft haben, erscheinen.

Nicht alle Angeschriebenen schrieben zurück. Nicht alle Zurückschreibenden waren begeistert. Manche lehnten den Beitrag aus zeitlichen Gründen ab, bezeichneten das Projekt trotz dessen als „aufregendes, provozierendes, auch humorvolles Unterfangen“. Andere wollten ein erörterndes Gespräch über das zuweilen als „obskur“ bezeichnete Projekt. Weitere wussten nicht, ob sie dem Anspruch des Buches gerecht werden könnten. Viele aber sagten sofort zu, bezeichneten die Anfrage als „ehrevoll“, das Projekt als „hübsche Buchidee“ oder „originell“ und schlugen zum Teil sogar gleich mehrere Begriffe vor, die sie ausbuchstabieren wollten. Trotzdem verging noch eine gewisse Zeit, bis wir das druckreife Manuskript dem Verlag übergeben konnten. An den einzelnen Beiträgen wurde von verschiedenen Seiten gefeilt, geschliffen, gearbeitet.

Als Leser:in können Sie sich nun ein eigenes Bild vom Sinn oder Unsinn dieses Buches machen und darüber nachdenken, ob es für Sie bildende Wirkung hat. Das Buch ist auf jeden Fall eines, das nicht wie gewohnt eine Sammlung lexikalischer Einträge von A bis Z enthält, wie sie in zahlreichen Enzyklopädien (siehe Brockhaus 1812, Wikipedia 2024) oder Glossaren (Bröckling/Krasmann/Lemke 2024) auf dem Buchmarkt und im Internet zu finden sind. Es ist trotz seines expliziten Bezugs auf Bildung auch kein gewöhnliches erziehungswissenschaftliches Fachlexikon (davon gibt es, mit Blick auf Horn et al. 2011; Kade et al. 2011; Feldmann et al. 2022; Weiß/Zierfas 2020 u. a., genügend). Das Buch ist eines, das auf Bildung zielende und Bildung beinhaltende Zusammenhänge aus einem einzigen Buchstaben heraus begreifen möchte und somit gerade nicht auf kanonisierte Bildung, sondern auf eine erweiterte, informelle, selbstgesteuerte Bildung zielt, eine Bildung, die durch die Beschränkung auf den Buchstaben B Bereicherung bedeutet.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen viel Freude in der Erkundung des Buches und danken allen direkt und indirekt Beteiligten. Zu nennen sind zuallererst Martin Hunold, Sara und Rubina Vock, die das Buchprojekt auf einer gemeinsamen Wanderschaft ins Rollen brachten; Per Holderberg und Günter Mey, die uns bei der Umsetzung der Idee immer wieder bestärkt haben, sowie Severin Sales Rödel und Michael Corsten, die einfach nur begeistert waren und nicht nur mit ihren Beiträgen, sondern auch mit ihren Kommentierungen und den Vorschlägen zu weiteren Beitragenden das Buch aufgewertet haben. Unser selbstverständlicher Dank gilt natürlich auch dem Verlag Beltz Juventa, der das Buchprojekt nicht nur aufgenommen hat, weil er selbst mit B wie Bildung beginnt, sondern von der ungewöhnlichen Projektidee sofort begeistert war. Wir hoffen, dass das Buch auch bei Ihnen ähnliche Wirkung erzielt.

Dezember 2024

Irene Leser & Fanny Isensee

Quellenverzeichnis

Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (2024): Glossar der Gegenwart. Berlin: Edition Suhrkamp • Brockhaus, F.A. (1812): Conversations-Lexicon oder enzyklopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände über die in der gesellschaftlichen Unterhaltung und bei der Lectüre vorkommenden Gegenstände, Namen und Begriffe, in Beziehung auf Völker- und Menschengeschichte, Politik und Diplomatie, Mythologie und Archäologie, Erd-, Natur-, Gewerbe- und Handlungs-Kunde, die schönen Künste und Wissenschaften: Mit Einschluß der in die Umgangssprache übergegangenen ausländischen Wörter und mit besonderer Rücksicht auf die älteren und neuesten merkwürdigen Zeitereignisse, Leipzig/Altenburg: Brockhaus • Feldmann, Milena/Rieger-Ladich, Markus/Voß, Carlotta/Wortmann, Kai (Hrsg.) (2022): Schlüsselbegriffe der Allgemeinen Erziehungswissenschaft. Pädagogisches Vokabular in Bewegung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa • Horn, Klaus-Peter/Kemnitz, Heidemarie/Marotzki, Winfried/Sandfuchs, Uwe (Hrsg.) (2011): Klinkhardt Lexikon Erziehungswissenschaft. Aa, Karl von der – Zypern. Bad Heilbrunn: utb • Kade, Jochen/Helsper, Werner/Lüders, Christian/Egloff, Birte/Radtke, Frank-Olaf/Thole, Werner (Hrsg.) (2011): Pädagogisches Wissen. Erziehungswissenschaft in Grundbegriffen. Stuttgart: Kohlhammer • Schwanitz, Dietrich (2002): Bildung. Alles, was man wissen muß. München: Goldmann • Weiß, Gabriele/Zirfas, Jörg. (Hrsg.) (2020): Handbuch Bildungs- und Erziehungsphilosophie. Wiesbaden: Springer VS • Wikipedia (2024): Wikipedia, <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia> [abgerufen: 26.11.2024].

Bedeutsame Begriffe mit B

Baby, das ['beɪbi:]

„Blackbirds will sing in the same key / [...] And baby you, all the things you do / And the ways you move, send me straight to heaven“ – Lana del Rey (2021), Living Legend

„Never been in love before / What the fuck are fucking feelings yo? / I thought that I didn't care / I thought I was love-impaired / But baby, baby [...] I love you“ – Lizzo (2019), Cuz I Love You

Zwei Pop-Sängerinnen, die in den letzten Jahren durchaus den Status der ‚critically acclaimed artists‘ erlangt haben, berichten hier von einer transformativen Erfahrung: Amseln singen plötzlich in der gleichen Tonart und Lana del Reys lyrisches Ich schwebt zum Himmel; Lizzo findet eine Antwort auf die Frage, wozu eigentlich Gefühle gut sind und merkt, dass sie doch nicht ‚liebesbeeinträchtigt‘ ist. In beiden Fällen ist diese Erfahrung der Transformation, Überschreitung und Erhebung auf einen nicht näher bestimmten Auslöser zurückzuführen: das Baby, das alles neu und anders macht und dies, so lässt es sich zumindest aus den kurzen Zitaten ablesen, durch eine enge emotionale Bindung: es geht um L-O-V-E (Cole 1965), whatever that means (King Charles III. 1981).

Dass es bei diesem Baby nun wahrscheinlich nicht um einen Säugling geht, dürfte klar sein bzw. durch die überzeitlichen und ungeschriebenen Gesetze der Popmusik geregelt sein. Selten wird in Pop-Songs tatsächlich der unter einjährige Nachwuchs verhandelt, mit allem was dazu gehört: Schwangerschaft, Wehen, Geburt, Schlaflosigkeit, Stress, Windeln etc. – alles keine Themen für Warner und Universal. Das Baby dient hier also nur als Aufhänger für den leeren Signifikanten (Laclau/Mouffe 2012) L-O-V-E, der sich in den beiden o.g. konkreten Fällen als erwachsenes, emotional-sexuell strukturiertes Begehren auf ein fremd- oder gleichgeschlechtliches Gegenüber richtet. Trotzdem ist das Baby wichtig. Als reales oder lyrisches Gegenüber der Songwriterinnen beziehen sie die emotionale Explosion, die sie durchleben, auf den/die Andere:n als intentionalen Gehalt des Gefühls (Landweer/Demmerling 2007). Dadurch, und auch durch die kulturelle und individuelle Relevanz von L-O-V-E und dem mehr oder weniger geheimen Imperativ, in L-O-V-E sein zu müssen, also den Signifikanten zu füllen, wird der/die Ander:e zum ‚baby‘, also zum Zartesten und Schützenswertesten verkleinert und verniedlicht. Denn was könnte süßer, weicher, und wohlriechender, gleichzeitig vulnerabler, zuneigungsbedürftiger und bindender sein als ein Baby, was sonst würde eben jene Transformationen und Gefühlsausbrüche auslösen?

Aber halt: Der metaphorische Kern von Lanas und Lizzos ‚baby‘ wird damit vorschnell auf den folgenden, biologistischen Syllogismus heruntergebrochen: Die ursprünglichste Liebe ist die zum Baby. Wahre Liebe ist ursprünglich. Wer

jemanden mit einem Baby vergleicht, ist wirklich in L-O-V-E. Mit einer solchen Gleichsetzung handelt man sich eine Menge Probleme ein: Muss man die Liebe zu einem Baby erfahren haben, um auch anderweitig lieben zu können? Was ist mit Menschen, die keine Babys als Gegenstand einer solchen Liebesübung zur Verfügung haben (aber sie gerne hätten)? Und was ist mit Menschen, die sich partout nicht zu Babys hingezogen fühlen? Diese Fragen deuten an, dass sich sofort familistische (Notz 2015) Fallstricke aufspannen, setzt man so etwas wie Liebesfähigkeit einseitig mit reibungsloser Reproduktionsfähigkeit bzw. ungebremstem Reproduktionswillen in Bezug. Dies wiederum würde Ausschlüsse und Verletzungen generieren.

Man sollte also vielleicht noch einen anderen Aspekt in den → [Blick](#) rücken, der sich in den beiden Textfragmenten abzeichnet: Das Baby ist für die beiden mehr als ein Häkchen in der Schmuckschatulle, an dem die Äquivalenzkette (Laclau/Mouffe 2012) L-O-V-E aufgehängt werden kann. Denn sie hauchen bzw. röhren beide auch von den höheren Ebenen, auf die sie durch das Baby gehoben werden („straight to heaven“) und von der reflexiven Transformation der Selbst- und Weltverhältnisse („thought that I didn't care / thought that I was love-impaired“), die die Begegnung mit dem Anderen auslöst (Koller 2012). Das Baby ist also auch eine Metapher für Veränderung, das Neue, eine vielversprechende Zukunft und die Wiedergutmachung der Fehler der Vergangenheit.

Damit ist die Liebe nun nicht mehr biologisch-anthropologisch begründet, sondern multifaktoriell in einem komplexen Geflecht aus generationalen Anforderungen, Erwartungen, Verantwortungen und Möglichkeitsspielräumen verankert. Im Generationenbezug ist das Baby Vertreter:in einer nachwachsenden Generation, die einer bereits bestehenden gegenübersteht bzw. zu ihr hinzukommt. Es mag zwar (als Individuum) immer noch liebenswert und süß sein, als Konzept aber ist es v. a. eines: neu. Das Neue des Babys lässt sich dann auch herauslösen aus der Enge der Familie und weiten zum Gattungsbegriff (Schleiermacher 1964) – inklusive natürlich all der Probleme der Inklusion und Exklusion und der Fragen der kulturellen Tradition und Erneuerung, den dieser mit sich bringt. Möchte man sich aber mit diesen Fragen momentan gar nicht unbedingt auseinandersetzen (und das will eigentlich niemand wirklich, außer vielleicht Erziehungsphilosophen), so kann das Baby im Generationenbezug vorerst als Versprechen stehen bleiben: als Versprechen der Zukunft, als das Versprechen, alles neu und anders zu machen und damit auch die Elterngeneration und deren Welt zu verändern.

Hannah Arendt hat dieses Versprechen des Babys (sie verwendet den → [Begriff](#) *véoi/neoi*, die Neuen (Arendt 1994, S. 257)) als relativ einseitiges entlarvt: Es sind v. a. die Erwachsenen, die mit der nachwachsenden Generation große Hoffnungen verbinden, die Neuen selbst bekommen einen eher instrumentellen Charakter zugewiesen. Die *neoi* werden mit allerlei Erwartungen überfrachtet und in diesem Zuge überwiegt – so Arendt – die Tendenz der Erwachsenen, sich zum Vertreter

des Kindes gegenüber der Welt zu machen, es zu beschützen und zu hegen. Arendt führt dies auf einen „Pathos des Neuen“ zurück, der hofft, eine „Erneuerung [der] Welt mit den von Geburt und Natur Neuen beginnen zu lassen“ (Arendt 1994, S. 257). Mit den *neoi* oder den Babys ist also die Hoffnung verbunden, dass sie (einmal ausgewachsen) irgendwann und irgendwie die Probleme lösen könnten, die die bestehende Generation nicht gelöst hat oder sogar selbst geschaffen hat – eine Argumentation, die man heutzutage noch bei FDP-Politiker:innen finden kann (Stichwort: Technologieoffenheit), die aber auch in der pädagogisch-didaktischen Tradition in Form der epochaltypischen Schlüsselprobleme (Klafki 1995) auftaucht. Wenn Kinder z. B. in der Lage sind, sich reflexiv mit der „Umweltfrage“ (Klafki, im Jargon der 1990er) auseinanderzusetzen, so steigt nach Ansicht einiger verzweifelt-hoffnungsvoller Pädagog:innen die Wahrscheinlichkeit, dass die nachwachsende Generation durch besonders umweltbewusstes Verhalten sogar die Fehler der Gegenwart ausbügelt. Und damit steigt, um zu Christian Lindner zurückzukommen, die Chance, dass die bestehende Generation noch einige Jahre mit verbrennergetriebenen schwäbischen Luxuswagen spielen darf. Mit anderen Worten: Wir hoffen, dass die nachfolgende Generation *alles* ändert, damit wir *nichts* ändern müssen. Unnötig zu sagen, dass Hannah Arendt eine solche Haltung geringschätzt: Es sei ein „Mißgriff“ (Arendt 1994, S. 257). Die Erwachsenen drückten sich durch die Überhöhung des Neuen um ihre „Verantwortung für die Welt“, und wer diese nicht übernehmen wolle, der „sollte keine Kinder zeugen und darf nicht mithelfen, Kinder zu erziehen“ (Arendt 1994, S. 270).

Geht man – nach dieser relativ düsteren Einschätzung der Realität, in die das (inter-)generationale Baby geworfen ist – noch einmal zurück auf die beiden Poetinnen, die eingangs zitiert wurden, so zeigen diese vielleicht doch eine etwas differenzierte Sicht auf das Neue und einen Ausweg aus der „Neomanie“ (Reichenbach 2020), wie sie zuletzt skizziert wurde. Diese Sicht mag zwar auch wieder in gewisser Weise konservativ sein, weil in der engen Dyade zwischen Baby und verliebtem lyrischen Ich gedacht, sie ist aber zumindest offener hinsichtlich ihrer Veränderungspotenziale und der Brüchigkeit der Ich-Konstruktionen. Lizzo und Lana del Rey singen davon, dass durch das Baby vor allem eines anders wird: das Selbst. So lautet also das Credo hier nicht „Du musst alles verändern, weil du neu bist“, sondern „An dir verändere ich mich, und werde selbst neu“. Wären die beiden Sängerinnen Adeptinnen der (Allgemeinen) Erziehungswissenschaft, würden sie in den weiteren, hier nicht zitierten Zeilen vielleicht Humboldt bemühen, um die Transformation durch die Konfrontation mit dem Neuen zu theoretisieren. Das tun sie aber nicht, es geht im Folgenden eher um Schnaps, Marihuana und Promiskuität. Stellvertretend müssen wir dann also für sie an dieser Stelle schließen: Es geht um → [Bildung](#) Baby, Bildung!

Severin Sales Rödel

Quellenverzeichnis

Arendt, Hannah (1994): Die Krise in der Erziehung. In: Arendt, Hannah (Hrsg.): Zwischen Vergangenheit und Zukunft. München: Piper, S. 255–276 • Cole, Nat King (1965): L-O-V-E. In: L-O-V-E, Capitol Records • King Charles III. (1981): ITN-Interview with Charles and Diana after their engagement. ITN, 24.02.1981. In: <https://www.youtube.com/watch?v=6lSmizRAe6A> [abgerufen: 19.11.2024] • Klafki, Wolfgang (1995): „Schlüsselprobleme“ als thematische Dimension eines zukunftsorientierten Konzepts von „Allgemeinbildung“. In: Münzinger, Wolfgang/Klafki, Wolfgang (Hrsg.): Schlüsselprobleme im Unterricht. Thematische Dimensionen einer zukunftsorientierten Allgemeinbildung. Weinheim/München: Juventa, S. 9–14 • Koller, Hans-Christoph (2012): Bildung anders denken. Eine Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. Stuttgart: Kohlhammer • Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2012): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien: Passagen • Lana del Rey (2021): Living legend. In: Blue Banisters, Interscope Records • Landweer, Hilge/Demmerling, Christoph (2007): Philosophie der Gefühle – Ansätze, Probleme, Perspektiven. Zur Einleitung. In: Demmerling, Christoph/Landweer, Hilge (Hrsg.): Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 3–34 • Lizzo (2019): Cuz I Love You. In: Cuz I Love You, Atlantic • Notz, Gisela (2015): Kritik des Familismus. Theorie und soziale Realität eines ideologischen Gemäldes. Stuttgart: Schmetterling • Reichenbach, Roland (2020): Über Neomanie und die posttheoretische Phase in der Erziehungswissenschaft. In: Reichenbach, Roland (Hrsg.): Bildungsferne. Essays und Gespräche zur Kritik der Pädagogik, Zürich: Diaphanes, S. 137–152 • Schleiermacher, Friedrich D.E. (1964): Theorie der Erziehung. Die Vorlesungen des Jahres 1826. In: Ausgewählte pädagogische Schriften. Paderborn: Schöningh.

Babyboomer, die ['be:bi , bu:mə]

Der → [Begriff](#) bezeichnet eine Gruppe von Menschen, die in den Wirtschaftswunderjahren der alten BRD geboren wurden. Denn damals kamen vergleichsweise viele → [Babys](#) zur Welt. Aber ist die → [Bedeutung](#) von Babyboomer nicht doch etwas eigenartig? Das Wort ‚boomen‘ kommt aus dem Englischen und ist eine Verbalisierung aus dem Stammwort ‚Boom‘, einem Substantiv. Ins Deutsche wird es übersetzt mit „einen Aufschwung erleben“. Insofern ist das Kompositum Babyboomer doppelt verdreht. Denn es macht aus dem Verb boomen, das vom Substantiv Boom stammt, wieder ein Substantiv, den Boomer, also denjenigen, der einen Boom erlebt. Nun sind es wiederum gar nicht die Babys, die den Boom erleben, sondern eher die restliche Bevölkerung, die wahrnimmt, dass die Geburten plötzlich (wie auch der Kauf von → [Bananen](#), → [Birnen](#) oder → [Broilern](#)) ansteigen.

Zuallererst beruhte der Boom auf der Entscheidung der Eltern, ein Kind in die Welt zu setzen. Zumindest in der ‚alten‘ BRD hatte ein beträchtlicher Anteil der nach 1930 geborenen Erwachsenen die Entscheidung zur Elternschaft auf die zweite Hälfte der 1950er Jahre verschoben (Grundmann 1990). Ihre Kinder sollten es einmal besser haben. Der Ausdruck Babyboomer trifft daher in Deutschland – anders als in den USA – demographisch nicht auf die Mammutgeneration von 1946–1964 zu, auch wenn die Bundeszentrale für Politische → [Bildung](#) fleißig zur Verbreitung dieses Mythos beiträgt (s. Akquisos Fundraising 2020). Nach Ende

des Zweiten Weltkriegs (1945, 1946) wurden im Vergleich mit den Jahren zuvor (1938–1942) die wenigsten Geburten in Deutschland verzeichnet. Auch in den frühen 1950er Jahren stagnierte in der alten Bundesrepublik die Geburtenzahl und stieg erst ab 1957 an. Die Spitze wurde zwischen 1961 und 1967 erreicht, mit jeweils mehr als einer Million Lebendgeborenen pro Jahr. Nur in den Jahren 1957 bis 1964 erreichte die Fertilitätsrate Werte von über 2,2, die für eine Reproduktion der Bevölkerungsgröße allein aufgrund der Geburten erforderlich wären. Die Höchstmarke von 1,065 Millionen Babys aus dem Jahr 1964 wurde nie mehr erreicht. Binnen weniger Jahre (1970) lagen die Fertilitätsraten wieder unter zwei und die Geburtenrate erreichte 1978 den Tiefstand, was auch als „Pillenknick“ in die öffentliche Wahrnehmung einging.

Nehmen wir den Begriff ernst, dann sind Babyboomer die Jahrgänge, in denen die Geburten tatsächlich boomten, von 1957–1967. Dies war zunächst vor allem ein westdeutsches Phänomen. Dennoch blieben diese Jahrgänge auch über die Zeit (und zwar ungefähr bis 2020) die elf größten in Deutschland, und zwar trotz Bevölkerungszunahme durch Wiedervereinigung und Zuwanderung.

Wie haben die Angehörigen der ‚boomenden‘ Geburtsjahrgänge ihre Lebenszeit erfahren? Gibt es ein kollektives Muster? Beginnen wir mit der Phase der ‚Kindheit‘. Neben der Prosperität waren es drei Erfahrungen, die bei den Boomer neu auftraten: Fernsehen, veränderter Erziehungsstil der Eltern, veränderte Schullaufbahnen. Die Boomer gelten als erste volle Fernsehgeneration. Etwa Ende der 1950er Jahre wurde in der BRD ein tägliches Fernsehprogramm ausgestrahlt. Auch ‚boomte‘ bis 1964 der Kauf von Fernsehgeräten auf rund sieben Millionen Geräte in bundesdeutschen Haushalten. Neben Nachrichten und Unterhaltung bot das Fernsehen der 1960er schon ein Kinderprogramm. Daktari, Flipper und Schweinchen Dick ließen grüßen, Pan Tau oder Krteček sogar aus der CSSR.

An der Fernsehfrage differenzierte sich auch der Erziehungsstil. Während die etwas älteren, bis Mitte der 1950er Jahre Geborenen noch unter den Fernsehverboten bildungsbürgerlicher Eltern litten, wurde es bei den Babyboomern zum Bestandteil des Alltags. Und ab der Jugendphase in der zweiten Hälfte der 1970er besaßen immer mehr Boomer ein zusätzliches, eigenes Gerät, um unabhängig Musiksendungen statt Sport (Vorliebe der Väter) oder Shows (Vorliebe der Mütter) zu schauen. Die Erziehung konnte sich somit dank des Wirtschaftswunders und der Steigerung individualisierten Konsums mehr Liberalität leisten und war nicht mehr gezwungen, schwierige Kompromisse zu finden, ganz im Sinne des „Whisper words of wisdom: let it be“ (Beatles 1970).

Die Babyboomer profitierten als erste von Bildungsreformen, vor allem vom geförderten Zugang zum Gymnasium. Während die 1950 Geborenen im Alter von 13 (1963) lediglich zu etwa zehn Prozent das Gymnasium besuchten, waren es beim Jahrgang 1964 (1977) bereits ungefähr ein Viertel der 13-Jährigen. Auch das Schulwesen liberalisierte sich. Lehrer:innen wurden von Debatten um

anti-autoritäre Erziehung beeinflusst und die Oberstufenreform verabschiedete sich von einem für alle vorgeschriebenen Fächerkanon. Die Oberschüler:innen konnten Schwerpunkte wählen.

Die Adoleszenz der Babyboomer, ihr Übergang ins Erwachsenenalter, war hingegen von ersten Krisenerfahrungen der BRD geprägt, zunächst von den Folgen der Ölkrise, die in den späten 1970er Jahren in eine Arbeitsmarktkrise mündete, dann von Debatten um Umweltkrisen, Nato-Nachrüstung und nicht zuletzt der Reaktorkatastrophe in Tschernobyl 1986. Aus Wirtschaftswunderkindern wurden junge Erwachsene der Risikogesellschaft (Beck 1986). Nicht zuletzt aufgrund ihrer Geburtenstärke erfuhren sich die Babyboomer beim Übergang in den Arbeitsmarkt als ausgebremst. Es wurde von einer „postponed generation“ (Mayer 1993) geredet. Die ‚verzögerte‘ Entwicklung der Babyboomer-Generation nahm Walter Wüllenweber zum Anlass, seinen Jahrgang (1962) als den „miesesten aller Jahrgänge“ zu bezeichnen, auch wenn dessen Angehörigen wenigstens die Kompetenz zukommen soll, sehr gut im Aufbau von Billy-Regalen zu sein.

Anders als im deutschen Diskurs hat der in New York lebende Kanadier Douglas Coupland den Begriff Babyboomer auf die in USA zwischen 1940 und 1950 Geborenen angewendet, also auf die 68er- oder Hippiegeneration. Aber wie Wüllenweber sieht er die von ihm als „Generation X“ (Coupland 1991) bezeichnete Gruppe der zwischen 1955 und 1965 Geborenen vom Arbeitsmarkt und wichtigen gesellschaftlichen Positionen abgedrängt, und zwar von den amerikanischen Babyboomern, die übrigens den amtierenden Präsidenten wie dessen Vorgänger und erneuten Nachfolger stellten. Dennoch sind die Repräsentant:innen der Generation X – wie Michael Jackson (*1958), Madonna (*1958) oder Barack Obama (*1961) – weitaus prominenter als die bundesdeutschen Vertreter:innen dieser Jahrgänge. Mit Olaf Scholz (*1958) ist gerade erst mal einer von ihnen Kanzler geworden. In nur zwei Regierungskabinetten (Merkel II und Merkel III) waren Angehörige der Babyboomer etwas überrepräsentiert. Aber nehmen wir Minister:innen wie Ilse Aigner (*1964), Roland Pofalla (*1959), Dirk Nübel (*1961) oder Hans-Peter Friedrich (*1957) als Vertreter:innen einer Generation wahr?

Heute werden die Babyboomer vor allem mit zwei Mythen verbunden. Der erste lautet, dass sie einen problematischen ökologischen Fußabdruck hinterließen. Sie heizen alle schlecht, essen zu viel Fleisch, nutzen zuhauf das Auto und fliegen ständig in den Urlaub. Diesbezügliche Memes beklagen: „Had it better than his parents – and his kids“. Der zweite Mythos nimmt Behauptungen eines früheren Ruhestands hinzu: „Failed high school – and gets job, buys house, retires happy“ meinen Memes zu den Babyboomern im Netz. Ähnliche Pressemitteilungen lässt sogar das Bundesinstitut für Bevölkerungswissenschaft (2023) verlautbaren: „Renteneintritt der Babyboomer: Für viele ist schon mit 63 Schluss“. Allerdings beziehen die 2021 gesammelten Daten nach 1960 geborene Personen gar nicht mit ein, also gerade die Jahrgänge, von denen wir hörten, dass sie über den gesamten Zeitraum der deutschen Nachkriegsgeschichte bis heute stets die

größten – d. h. die eigentlichen Babyboomer waren. Wahrscheinlich wird es bei Letzteren eher so kommen, dass sie aufgrund des verlängerten Eintrittsalters durchschnittlich später als ihre Vorgängergenerationen in Rente gehen. Und Studien zufolge sollen sie im Alter auch deutlich ‚fitter‘ sein (Gerstorf et al. 2023). Gleichwohl wird sich bei ihnen die Ungleichheit zwischen Mann und Frau in puncto Lebenserwerbseinkommen und der daraus ableitbaren Rentenansprüche kaum verändert haben (Allmendinger 2021). Also auch um die Babyboomer ranken sich die „Generationsmythen“ (Schröder 2018), wie bei jeder Generation.

Michael Corsten

Quellenverzeichnis

Akquis Fundraising (2020): Generation Babyboomer. Bundeszentrale für Politische Bildung – online, 03.12.2020 <https://www.bpb.de/die-bpb/foerderung/akquisos/322074/generation-babyboomer/> [abgerufen: 25.02.2023] • Allmendinger, Jutta (2021): Es geht nur gemeinsam. Berlin: Ullstein • Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf den Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Edition Suhrkamp • Bundesinstitut für Bevölkerungswissenschaft (BIB) (2022): Renteneintritt der Babyboomer: Für viele ist schon mit 63 Schluss. Pressemitteilung. 10.12.2022. <https://www.bib.bund.de/DE/Presse/Mitteilungen/2022/2022-12-10-Renteneintritt-der-Babyboomer-Fuer-viele-ist-schon-mit-63-Schluss.html> [abgerufen: 18.07.2023] • Coupland, Douglas (1991): Generation X. New York: St. Martin's Press • Gerstorf, Denis et al. (2023): Today's older adults are cognitively fitter than older adults were 20 years ago, but when and how they decline is no different than in the past. In: Psychological Science 34, S. 22–34 • Grundmann, Matthias (1990): Warum Männer keine Väter werden: Vaterabwesenheit und Kinderlosigkeit bei Männern der Geburtskohorten 1929–31, 1939–41, 1949–51. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 10, S. 33–52 • Mayer, Karl Ulrich (1993): The postponed generation. Economic, political, social and cultural determinants of changes in life course regimes. In: Becker, Henk (Hrsg.) Solidarity of generations. Amsterdam: Thesis, S. 47–69 • Schröder, Martin (2018): Der Generationenmythos. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 70, S. 469–494 • Willenweber, Walter (1992): Der mieseste aller Jahrgänge. In: Süddeutsche Zeitung. Magazin Nr. 2, S. 20–21.

Banane, die [ba'na:nə]

Die Goldenen Zwanziger, Babylon Berlin und die schönen Beine der Elisabeth (Arno 1930): Es ist die sprichwörtlich gewordene Kultur der Weimarer Republik, in der die Banane in Deutschland reüssierte: als Lebensmittel und Schlagertext, als erotisches und komisches Accessoire. Die gebogene Frucht, zwischen 12 und 20 cm lang, fordert geradezu dazu auf, sich auf schmierige Weise zu amüsieren: „Who doesn't notice that?“, schreibt Roz Chast (2010) im New Yorker Magazin, „it's so obvious that even a seven-year-old can look at a person eating a banana and think, Heh-heh – hope you're ‚enjoying‘ that ‚banana!‘“ Dazu passt, dass Andy Warhol um die fünfzig Schallplattencover gestaltete, aber in Erinnerung

bleiben zwei davon: Die abziehbare Banane auf dem Cover von The Velvet Underground & Nico (1967) und die ausgebeulte Männerjeans auf Sticky Fingers (1971) der Rolling Stones.

Der Aufstieg der Banane zur Massenware jedenfalls fand in der kurzen Phase statt, in der in Europa ein Aufatmen zwischen vergangener Kriegslast und zukünftiger Weltwirtschaftskrise möglich war. Während des Ersten Weltkriegs wurden sämtliche Ein- und Ausfuhren an deutschen Häfen überwacht, das galt nicht zuletzt für Konsumwaren. Nur für kleinere Mengen von den Kanarischen Inseln wurden Ausnahmen gestattet, so dass die Banane zu Beginn der zwanziger Jahre zu einem Stückpreis von 1 RM verkauft wurde. Das entsprach etwa den Kosten für 1 kg Äpfel. In den Jahren 1923 und 1924 führte die Aufhebung des Einfuhrverbots für Südfrüchte zu einer gewissen Entspannung auf dem deutschen Bananenmarkt. Aber erst Ende des Jahrzehnts wurden die Mengen sowie das Preisniveau der Vorkriegszeit – Bananen zum Stückpreis für 10 bis 15 Pfennige – wieder erreicht (Wilke 2004).

An den Zahlen ist abzulesen, dass die Banane zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland in manchen Perioden eine leicht zugängliche und günstig zu erwerbende exotische Frucht war, in anderen war sie ein Luxusgut und für die Mehrheit der Bevölkerung buchstäblich nicht greifbar. Von Kriegsversehrten wurde sie auf einem Handkarren durch die Straßen gezogen, in den Rinnsteinen vergammelte sie als überreife Frucht und in den besseren Vierteln der Städte fand sie sich in den Auslagen der neuen Ladenlokale für Gemüse und Früchte wieder. Diese Ambivalenz prägt den kulturhistorischen Auftritt der Banane: Sie ist ein exotisches Ding, das selbstverständlich da ist.

Die Voraussetzungen dafür, dass Bananen überhaupt in Mengen in den Handel kamen, lagen in den technischen Innovationen der zweiten Phase der Industrialisierung und hier vor allem in der Entwicklung von Kühltechnik für den Transport. Ohne Transportkühlung und beschleunigte Transportwege aus Mittelamerika wären Bananen nicht en masse zu genießen gewesen. Die traditionellen Methoden der Konservierung von Nahrung wichen den chemischen Stoffen und den technischen Instrumenten. Das bedeutete nicht weniger als eine ganz neue Verfügbarkeit über Nahrungsmittel: 1917 wurden in den USA geschätzte sieben Billionen Bananen verzehrt, ein Großteil davon lief über die United Fruit Company. Die Firma baute seit ihrer Gründung 1899 ihre monopolistische Stellung in der global operierenden Bananen-Industrie immer weiter aus. Ihr Besitz bezifferte sich nicht nur in riesigen Anbauflächen in Ländern Mittelamerikas und der Karibik, sie besaß Anfang des Jahrhunderts auch Eisenbahnnetze und Straßen in Costa Rica genauso wie Bananendampfer, Kühlwägen, Kommunikations- und Elektrizitätsnetze (Scott Jenkins 2000). Dass die sprichwörtlich gewordenen ‚Bananen-Staaten‘ darüber hinaus durch Zölle, Steuern und Produktionsvorgaben kontrolliert wurden, ist ein Beispiel für den Ausbau

einer globalen Asymmetrie der Weltwirtschaft – was Woody Allen nicht daran hinderte, das Thema in seinem Film „Bananas“ von 1971 gewohnt neurotisch zu verhackstücken.

Erstaunlich aber ist, dass auch die alternativen Lebensreformbewegungen der Vor- und Zwischenkriegszeit den Aufstieg der Banane zur Massenware begleiteten. Anders als für das Gros der Südfrüchte, gibt es eine kulturelle Aufwertung der Banane zu beobachten, die sich aus einem Gesundheits- und Erneuerungsdiskurs speist. Kaum anders als im 21. Jahrhundert wurden ernährungswissenschaftliche und ökonomische Argumente mit dem Anspruch auf soziale und geistige Reformen verbunden und aufgezeigt, wie viel weniger Land für den Anbau der Banane im Unterschied zum Weideland nötig sei. Die Folgen von Industrialisierung, Urbanisierung und Bevölkerungswachstum sollten durch den Import von Bananen kompensiert und in ihren negativen Auswüchsen abgeschwächt werden, wie der Reformler Paul Sellin (1911, S. 6) verkündete: „Die Banane ist, wie keine andere Frucht oder Nahrungsmittel, geeignet, den Fleisch- und Alkoholgenuss zurückzudrängen, denn sie ist Frucht und Nahrungsmittel zugleich“. *Veggie-Day* anno 1911.

Die Banane steht am Anfang einer Entwicklung, die längst normalisierte Konsumpraxis ist und bei Lebensmitteln am sinnfälligsten wird. Nahrung wird zur Massenware, was zu massiven Prozessen der Delokalisierung, Standardisierung und zu ökonomischen Abhängigkeiten führt. Die Widersprüche „eines Systems, dem es zum ersten Mal in der Geschichte gelungen ist, den Hunger zu besiegen“ (Montanari 1999, S. 190), sind nicht aufzulösen, nur zu beschreiben: Als Konsumenten wissen wir nicht wirklich, woher die Banane kommt, aber sie sieht jeden Tag im Jahr gleich aus, sie schmeckt immer gleich und sie ist durch die urbanen Zentren der Welt zu einer kulturellen Norm geworden, der alle folgen. Die Banane ist das luxuriöse Massending. Sie ist die Frucht, mit der man Hunger überwindet und Überfluss symbolisiert. Erscheint sie als Gurke auf einem Cover der Satire-Zeitschrift *Titanic* (1989), dann genau deshalb, weil sich in der Banane jener für alle verfügbare Luxus des kapitalistischen Wirtschaftssystems materialisiert, den es in der DDR nicht geben durfte.

Die Banane ist somit immer schon mehr als ein Nahrungsmittel gewesen. Sie ist ein Sinnangebot moderner Gesellschaften. In dem Maße, in dem rituelle, religiöse und traditionelle Sinnzuschreibungen an Wert und Notwendigkeit verlieren (statt freitags Fisch gibt es im Winter Erdbeeren), können Nahrungsmittel eine neue kulturelle → [Bedeutung](#) annehmen. Diese Umdeutung begann in den 1920er Jahren nicht zuletzt in Gestalt des populären Tanzlieds: „Yes! We Have No Bananas“ (Silver/Cohn 1922).

Kongenial drücken sich Hunger und Überfluss in diesem Titel aus: Ja! Wir haben keine Bananen. Wir haben genug zu essen, aber Bananen vermissen wir schmerzlich. In Deutschland ist das Lied unter dem Titel „Ausgerechnet Bananen“ populär geworden, geschrieben von Fritz Löhner-Beda (1923), auf den unzählige

erfolgreiche Liedtexte in Operetten, Schlagern und Satiren zurückgehen. 1942 wurde er in Auschwitz ermordet. Nicht weniger als vier Einspielungen wurden in den USA 1923 von diesem Song gemacht, drei davon führten im selben Jahr die Charts an. Es gab Versionen von Benny Goodman, Louis Armstrong und den Muppets. Der Song wurde in Hollywoodfilmen gesungen, zitiert und parodiert. Sprichwörtlich aber wurde der deutsche Liedtext, dessen Kehrreim zum Ohrwurm wurde: „Ausgerechnet Bananen / Bananen verlangt sie von mir! / Nicht Erbsen, nicht Bohnen, / auch keine Melonen, / das ist ein’ Schikan’ von ihr! / Ich hab Salat, Pflaumen und Spargel, / auch Olmützer Quargel, / doch ausgerechnet Bananen, / Bananen verlangt sie von mir!“ Das Spiel des Begehrens konnte beginnen: Er will sie, sie will Bananen.

Nimmt die Banane also eine Sonderstellung ein? Wäre sie nicht austauschbar mit dem grünen Spinat, der auf den ermordeten Gatten gespritzt wird („Ich rei mir eine Wimper aus“, Raymond/Amberg 1928) oder dem Papagei, der nur Kaviar mag („Mein Papagei frit keine harten Eier“, Frey/Kollo 1928)? Ebenso absurd, ebenso anzüglich, ebenso exotisch. Aber weder Spinat noch harte Eier können mit dem Material und dem symbolischen Fiktions- und Unterhaltungswert der Banane konkurrieren. Nicht zu dieser Zeit, in der Josephine Baker in ihren Tanznummern der Revue „La Folie du Jour“ in Paris (1926) den Bananenrock populär machte und dabei offensiv mit exotisierenden Zuschreibungen spielte wie sie auch – wichtig für Elvis und Michael Jackson, für Madonna und Miley Cyrus – die Körpermitte zum Zentrum der Popkultur machte.

Nicht zu dieser Zeit, in der Harold Lloyd, Buster Keaton und Charlie Chaplin ein ums andere Mal auf Bananenschalen ausrutschen und Laurel & Hardy in „The Battle of the Century“ (1927) zwei der gängigsten Slapstick Gags auf virtuose Weise kombinierten: Weil ein Konditor vor seinem Geschäft genau in dem Moment auf einer Bananenschale ausrutscht, in dem Oliver mit einer geschälten Banane vorbeikommt, wird diesem ein Kuchen ins Gesicht geklatscht. Weil wiederum ein Lieferwagen der Konditorei unendlichen Nachschub an Kuchen verspricht, wächst sich das Ganze zu einer verschwenderischen Massenorgie aus. Leicht verschoben aber vergleichbar mit den virtuosen Tänzen von La Baker, ist die Bananenschale erneut das Material für einen kontrollierten Kontrollverlust. Dem körperlichen Ausrutschen folgt der soziale Ausrutscher. Eine fremde Frau bekommt einen Kuchen an den Hintern und ins Gesicht geworfen. Weit davon entfernt, passives Opfer zu sein, mischt sie sich in die Kuchenschlacht ein und in kürzester Zeit schlagen sich Männer und Frauen, Kanalarbeiter und Angestellte, Junge und Alte auf das Schönste; das heißt: auf das Bldeste. Denn Bldeln, so hat Dieter Wellershoff (1976, S. 338) in seiner kurzen „Theorie des Bldelns“ geschrieben, „ist ein freiwilliger Form- und Niveauperlust“. Der- und diejenige, die bldeln, verweigern sich dabei dem Anspruch der Moderne, sich in der Öffentlichkeit unter allen Umständen kontrollieren zu können. Die Lust und Komik, die dabei evoziert wird, hat etwas Widerstndiges, etwas so Befreiendes, wie das

Gefühl, den eigenen Hintern zu schütteln. Das Lachen, das auf die Blödigkeit des Blödelns folgt, ist deshalb selber nicht blöd. Ganz im Gegenteil: Es kommt, so Wellershoff (ebd., S. 340), „aus der verblüfften und entzückten Wahrnehmung einer bodenlosen Freiheit, in der es keine verletzten Standards und keine Sanktionen zu geben scheint, weil das Realitätsprinzip außer Kraft gesetzt ist“.

Ausgerechnet die Banane bot somit die Möglichkeit, über Wohlstand und seine Folgen zu reden, stiftete den Anlass für sexuelle Phantasien, die unmoralisch, aber nicht unmöglich waren und war das Material, über das geblödelte und gelacht werden konnte. Modern ist in den zwanziger Jahren und bis heute all das: Etwas zu wollen, was man nicht haben kann (aber haben könnte): Wohlstand, sexuelle Freiheit, Andersartigkeit, Leichtigkeit. Es ist die Möglichkeitsoffenheit – und ihre Entsprechung der enttäuschten Sehnsucht – die in der Banane zum → [Bild](#) wird.

Stefan Krankenhagen

Quellenverzeichnis

Amberg, Charles/Raymond, Fred (1928): Ich rei mir eine Wimper aus. Berlin und Wien: Wiener Bohme-Verlag • Arno, Siegfried (1930): Wenn die Elisabeth nicht so schöne Beine htt. London: His Master's Voice • Bruckmann, Clyde (Regie) (1927): The Battle of the Century. USA • Chast, Roz (2010): Bananas. In: The New Yorker, November 1, 2010, <https://www.newyorker.com/magazine/2010/11/08/bananas> [abgerufen: 08.03.2023] • Frey, Hermann/Kollo, Walter (1928): Mein Papagei frit keine harten Eier. Berlin und Wien: Wiener Bohme-Verlag • Löhner-Beda, Fritz (1923): Ausgerechnet Bananen! Berlin und Wien: Wiener Bohme-Verlag • Montanari, Massimo (1999): Der Hunger und der Überfluss. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa. München: C.H. Beck • Rolling Stones (1971): Sticky Fingers. Rolling Stones Records • Scott Jenkins, Virginia (2000): Bananas. An American history. Washington and London: Smithsonian Institution Press • Sellin, Paul (1911): Die Banane – ein neues Volksnahrungsmittel. Eine botanisch-volkswirtschaftlich-ernährungsphysiologische Studie. Langenfelde-Altona: Neukultur-Verlag, Friedrich Maass • Titanic (1989): Das endgültige Satiremagazin, Nr. 11, Nov. 1989 • Silver, Frank/Cohn, Irving (1922): Yes! We have no bananas. New York: Shapiro, Bernstein & Co • The Velvet Underground & Nico (1967): Verve Records • Wellershoff, Dieter (1976): Infantilismus als Revolte oder das ausgeschlagene Erbe – Zur Theorie des Bldelns. In: Preisendanz, Wolfgang/Warning, Rainer (Hrsg.): Das Komische. München: Fink, S. 335–357 • Wilke, Kerstin (2004): Die deutsche Banane. Wirtschafts- und Kulturgeschichte der Banane im Deutschen Reich 1900–1939 (Dissertation Universität Hannover).

Band, die [bend]

Sie wissen, wovon ich rede. Eine Gruppe von Musiker:innen, wahlweise bestehend aus Schlagzeuger:innen, Gitarrist:innen, Bassist:innen, Sänger:innen, Saxophonist:innen, welche sich unter einem (Band-)Namen zusammenfassen lassen. Neben dieser allgemeinen Definition existiert für Sie, wie vermutlich für jeden/jede von uns, auch ‚die eine Band‘, welche sich aufgrund der von uns

subjektiv vorgenommenen Bedeutungsaufladung von allen anderen Bands unterscheidet. ‚Die eine Band‘ (was durchaus auch als Plural für unterschiedliche, subjektiv bedeutsame Bands gelten kann), deren Songs, wenn wir diese hören, ein Tor zu einer anderen Zeit, einem anderen Ort, einer anderen Gefühls-Welt aufstoßen. ‚Die eine Gruppe von Musiker:innen‘, welche häufig ein Bindeglied zu unserer Jugend darstellt.

Wie genau entsteht so ein komplexes Phänomen? Welche Akteure sind hieran beteiligt und wie schafft es dieses Ensemble bzw. diese Versammlung, dass die → [Beziehung](#) zu ihnen so lange fortbesteht? Wie wird aus einer Band etwas Bleibendes, welches selbst die Musiker:innen (man denke hierbei bspw. an Nirvana oder die Beatles) überdauert?

Versetzen wir uns zunächst in die Perspektive der Musiker:innen selbst und beginnen mit der *Versammlung zum Üben*: Stellen Sie sich vor, Sie bekommen einen E-Bass geschenkt. Dieser → [Bass](#), welcher nun zuhause in Ihrem Arbeitszimmer hängt, beinhaltet ein Skript, eine Geschichte sowie einen Aufforderungscharakter und somit ein „Potenzial, Vorbeikommende zu packen und Sie dazu zu zwingen, (eine) [Rolle] in seiner Erzählung zu spielen“ (Latour 2006, S. 485). Er ist kein Objekt, was lediglich benutzt wird, sondern ein Aktant, der nicht-intentional in das Geschehen eingreift, aber einen Unterschied macht. Der Bass fordert Sie auf, ihn zu greifen und zu bespielen. Die dicken Saiten assoziieren die Töne mit Ihren Fingern und stabilisieren mit jedem Anspielen diese Verbindung. Sie werden durch die Handhabung – das Bassspielen – zu etwas anderem, genauso, wie der Bass zu etwas anderem wird. Es ist nicht mehr der verstaubende Bass im Arbeitszimmer, sondern der bespielte Bass; Ihr Bass! Sie beide werden zu einem/einer Bassist:in als einer Mischung aus E-Bass-Mensch, einem sogenannten „Hybrid-Akteur“ (ebd., S. 488). Ähnlich wie die Fee im Märchen, welche Aschenputtel zu einer Prinzessin werden lässt, kann der richtige Bass im richtigen Moment aus Ihnen einen/eine Bassisten/Bassistin und somit einen Unterschied in Bezug auf Ihre zukünftigen Handlungsentscheidungen machen. Oder auch nicht, immer abhängig davon, wie Sie bereits mit anderen Akteuren/Aktanten verknüpft sind.

Erweitern wir die Perspektive: Auf einem Konzert Ihrer Lieblingsband lernen Sie als Bassist:in weitere Musiker:innen kennen und beschließen, dass es eine gute Idee wäre, sich in einem Proberaum zu treffen und gemeinsam ein paar Songs ihrer Lieblingsbands zu covern. Sie gehen in den Proberaum, trinken ein paar Bier, spielen und jammen gemeinsam. Daraufhin werden die Proben regelmäßiger und irgendwann schreiben sie ihren ersten eigenen gemeinsamen Song, proben diesen und nehmen ihn auf.

Doch ab wann spricht man von ihnen als Band? Zunächst benötigt es hierfür einer Explikation in Form eines performativen Sprechaktes (Austin 1972). Jemand muss dieser Versammlung von Musiker:innen (im gegenseitigen Einvernehmen) einen Namen geben. Die benennende Person (auch dies kann durchaus als Plural gedacht werden) tut also etwas, indem sie es sagt. Sie transformiert eine lose

Gruppe von Musiker:innen zu einer Band. Doch tut sie dies wirklich? Dass eine Band allein auf Basis einer Taufe besteht und vor allem bestehen bleibt, ist mehr als unwahrscheinlich. Denn jede soziale Gruppe und somit auch die Band wird in erster Linie durch ihre Praxen bzw. konkrete Handlungen immer wieder erneut hergestellt. Wie bei einem Tanz, hören diese Versammlungen auf zu existieren, wenn diese sich nicht mehr bewegen bzw. nicht weitergebildet und umgebildet werden (Latour 2019, S. 68). Eine Band, die nicht probt, keine Konzerte spielt und keine Musik produziert, wäre dementsprechend keine Band mehr. Wobei auch die Auflösung dieser in der Regel eines performativen Sprechaktes bedarf. Jemand wird diese Band womöglich irgendwann explizit auflösen, indem er/sie etwas sagt. Doch an dieser Stelle sind wir noch nicht.

Plötzlich taucht am Horizont ein neuer Aktant auf. Das Akteur-Netzwerk bekommt die Chance der Erweiterung durch die *Versammlung in Form des Auftritts*: Ihr/Ihre Schlagzeuger:in kennt da jemanden, der ihnen in zwei Monaten einen Gig in einem kleinen Club ‚besorgt‘. Sie gehen daraufhin alle Songs minutiös durch, proben vier Mal die Woche, regen sich über den oder die auf, der oder die am ‚unsaubersten‘ spielt und → [basteln](#) an ihrem ‚Sound‘. Solange Sie ‚sauber‘ spielen, gehen die Noten Ihres Basses im Klangteppich des Netzwerks auf, verspielen Sie sich jedoch, stehen Sie plötzlich im Mittelpunkt und werden zum Zentrum des Angriffs. Das Netzwerk richtet sich auf Sie als Ziel aus: Den/Die Bassist:in und will Sie, zu einer Veränderung bewegen. Denn beim ‚Sound‘ der Band geht es um die Feinabstimmung aller Aktanten/Akteure bzw. die → [\(Um-\) Bildung](#) aller, für eine Assoziation rund um den Auftritt. Wie bei einem gesprochenen Satz, den man nur verstehen kann, wenn man wiederholt die → [Bedeutung](#) jedes einzelnen Wortes mit dem Satz als Ganzen relationiert, so muss jeder Ton eines Instruments mittels Effekteinstellungen wie Distorsion, Delay, Equalizer und anderen an das gemeinsame Spiel aller gleichzeitig angepasst werden, bis sich das Netzwerk stabilisiert hat.

Und dann ist er da: *der Tag des Auftritts*. Sie bekommen sogar einen Soundcheck, da sie als erstes spielen, wie alle Anfänger, am Anfang, wenn erst wenige Leute da sind, sich (noch) niemand bewegt und alle warten, bis der Headliner startet. In dem Moment, in dem ihr ‚Set‘ startet, stehen fast fünf Menschen vor der → [Bühne](#) und sie kennen nur drei davon – ein voller Erfolg! Sie fühlen sich, als hätten Sie den Abend ihres Lebens und ernten am Ende Applaus, verkaufen ein ganzes T-Shirt und fahren völlig übermüdet ihre Instrumente mitten in der Nacht zurück in den Proberaum.

Insbesondere der Auftritt hilft dabei, das Netzwerk über die Band hinaus zu erweitern, um bspw. Fans, Hater, T-Shirts, Bandlogos oder ähnliches zu versammeln. Jeder Neuankömmling, sei er nun Fan oder Bandmitglied, wird im gemeinsamen Tun transformiert und transformiert zugleich das bestehende Netzwerk. Die Zuschauer/Zuhörer:innen werden zu ‚Fans ihrer Band‘ und sie als Band zu einer ‚Band mit Fans‘, die beginnt ihre Handlungen auf neue Ziele auszurichten.

Ging es vorher allein darum, sich im Proberaum zu versammeln, wollen nun auch die Verbindungen zum ‚nächsten Auftritt‘, die Verhandlung mit den ‚Hörenden/Fans‘ oder auch den ‚Veranstalter:innen‘ gepflegt werden.

Perspektivwechsel, *Versammlung zu ‚diesem Song‘*: Sie haben sich mal wieder von Ihren Kolleg:innen überreden lassen und sind an diesem Abend – trotz eines anstrengenden Arbeitstages – auf dem Weg in eine Bar. Von draußen hören Sie bereits ein tieffrequentes Dröhnen der Musik, vermischt mit einem undeutbaren Gewirr aus Stimmen verschiedener Besucher:innen. Sie fühlen sich bereits jetzt genervt von der bevorstehenden Lautstärke, der Notwendigkeit, selbst laut reden zu müssen und den vielen Menschen. Als Sie die Bar betreten, verändert sich Ihre Situation jedoch schlagartig. Sie erkennen diese ‚eine Basslinie‘ in diesem Song und fühlen sich in der Zeit zurückversetzt. Da gab es ‚diese eine Band‘, an ‚diesem einen Abend‘ und in dieser Bar läuft genau ‚dieser Song‘. Sie können es nicht beschreiben, können es jedoch fast riechen, den Schweiß der Menschen in diesem dunklen kleinen Club, Sie waren 17 und standen mit vielleicht vier weiteren Personen vor der Bühne dieser (noch) unbekannten Band. Sie fühlen sich neu verortet und gleichzeitig mit dieser Bar, einer Band, die nicht mehr existiert und Ihrem früheren Ich verbunden. Die Musiker:innen haben über die Versammlung mit Mikrofonen, Produktionssoftware, dem Studio, dem Produzent:innen u. a. einen Song geschaffen, welcher durch das Hochladen und Verbreiten im Internet, die Assoziation mit den Fans sowie weiteren Akteuren/Aktanten in einem Netzwerk stabilisiert, das räumliche und zeitliche Grenzen sprengt und sie selbst überdauert. Auch wenn die Band sich nicht mehr bewegt, nicht mehr durch ihre Praxis hergestellt wird, kann diese dennoch über das Skript in diesem einen Aktanten, dem Song, einen Unterschied machen. Denn neben diesem ganzen Netzwerk ist es doch das, was eine Band ausmacht, ihre Musik.

Martin Brämer

Quellenverzeichnis

Austin, John L. (1972): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart: Reclam • Latour, Bruno (2006): Über technische Vermittlung: Philosophie, Soziologie und Genealogie. In: Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hrsg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld: transcript, S. 483–528 • Latour, Bruno (2019): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.